

121

Intro/Impressum	5
Collagen und Montagen	6
Architekt, Visionär , Utopist	10
Das Gesicht des Hauses	12
Offen für alles	15
Ein Donald, den man mag	18
Zerrissene Welt	22
Stumm und stachelig	25
Zugabe! Vorhang auf oder Vorhang zu?	28
Unterm Tisch	32
Lichtblick	33
Shortcuts	34



HEIKO HERRMANN VERZURRTE WELT

11.11.2016 BIS 23.04.2017

Mit freundlicher finanzieller Unterstützung



Bezirk
Unterfranken

Rüfferstraße 4 | 97421 Schweinfurt
www.kunsthalle-schweinfurt.de
Di-So 10-17 Uhr, Do 10-21 Uhr

KUNSTHALLE
SCHWEINFURT

10 Jahre Atelier Mainastraße 50

georgia templiner



Foto: Andy Oechsner

Ich lade Sie herzlich zur Ausstellung in mein offenes Atelier ein.

Vernissage: Freitag, 7. April 2017, 19.00

Musik/Tanz Performance: Lisa Kuttner, Johannes Beck-Neckermann

offenes Atelier: 8. und 9. April, 14.00 - 19.00

Sie sind auch zu anderen Zeiten herzlich willkommen!

www.georgia-templiner.de

Mainastraße 50
(Feldmann GmbH)
97082 Würzburg

Info: 0178-81934422

GLÜCK AUF!

Der Bergbau und das Weiße Gold

Die Porzellansammlung Middelschulte



Titel: Ausschnitt: Teller, Fürstenberg, 2. Hälfte, 18. Jahrhundert
Fotos: Christoph Fein, Deutsches Bergbau-Museum Bochum

26. März – 18. Juni 2017

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0

Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • www.knauf-museum.de

Intro

Oh, Mann, warum wohl läßt man sich wählen? Weil man sich für besonders geeignet hält! Natürlich: Weil man die Welt verändern möchte! Als Abgeordneter! Als Vorstand! Vorsitzender eines Vereins! Und zwar ganz nach den eigenen Vorstellungen. Freilich ist der eigene Vorteil da zwangsläufig inbegriffen. Der gehört einfach dazu. Es geht doch – seien wir ehrlich – gar nicht anders.

Was wollen also diese weltfremden Sozialromantiker? Selbstvergessenheit, Selbstlosigkeit, Altruismus, Märtyrer. Gut, es gibt schon den einen oder anderen Politiker, Vereinsvorsitzenden, der wirklich nur der Sache dient ... aber die sterben auch noch aus! Dabei: Haben sie uns denn wirklich weitergebracht? Sehen Sie!

Da loben wir uns doch vernetzte Funktionäre, die mit ihren Freunden (woanders gibt es nämlich auch Funktionäre) alles zum Guten wenden. Besorge Du mir eine Ausstellung hier, ich besorge Dir eine Ausstellung dort. Wir kümmern uns darum, daß Deine Arbeit den Preis bekommt. Beim nächsten Wettbewerb gewinnt dann einer von uns. Nein, hiesige Künstler sollten nicht teilnehmen - von mir abgesehen. Zu provinziell, kein Niveau, qualitativ indiskutabel.

Und überhaupt: Bringt die Querulanten in Eurem Laden zum Schweigen, dann empfiehlt ihr Euch für anspruchsvollere Posten, die obendrein bezahlt werden. Interessenskonflikte? Wie? Was soll das sein? Es sind doch alles meine Interessen. Da kann es keine Kollisionen geben. Es gibt höchstens Neid bei den Losern. Im Gegenteil: Die Ämterhäufung bringt allen nur Vorteile. Wir können direkt Einfluß auf viele Entscheidungen nehmen, was wir als „außerparlamentarische Opposition“ eben nicht könnten. Wir erfahren rechtzeitig, wo es etwas zu holen gibt, und da fällt dann schon auch für andere etwas ab – so sie sich als würdig erweisen.

Kurzum: Hören wir endlich auf, gerade auch im Kulturbereich, Günstlingswirtschaft, Nepotismus ständig kleinkariert an den Pranger zu stellen. Schleimen wir lieber selbst, stellen uns zur Wahl, verändern wir die Welt eben ganz in unserem Sinne. Äh ... auf jeden Fall: First!

Die Redaktion

nummereinhunderteinundzwanzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** -

Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare

Herstellung: bonitasprint, Würzburg

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 - 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] - V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Renate Freyisen
[frey], Katja Tschirwitz [tw], Ulrich Karl Pfann-
schmidt, Christiane Gaebert, Ludwig Olah,
Gabriela Knoch, Helmut Klemm.
Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 111 C

Layout

Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:

€ 100	Ganze Seite	180 x 240 (186 x 246)
€ 80	Viertelseite	77,5 x 100
€ 100	Halbe hoch	77,5 x 205
€ 100	Halbe quer	160 x 100
€ 200	Ganze Seite	186 x 246
€ 250	Anschnitt/U4	186 x 246
	alle Maße: Breite x Höhe in mm	
	alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.	

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala
€ 125	Pantone-Farbskala
	alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	10 x 1 Heft
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Heft
	alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.	

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:





*Ludwig Mies van der Rohe, Glass Skyscraper. Berlin, 1922. Model (no longer extant).
New York, Museum of Modern Art (MoMA). Mies van der Rohe Archive, gift of the architect. Acc. n.: MI2 © 2017.
The Museum of Modern Art, New York / Scala, Florence / VG Bild-Kunst, Bonn, 2017.*

Collagen und Montagen

Mies van der Rohe im Museum Georg Schäfer Schweinfurt

Von Renate Freyeisen

Ein bißchen stolz ist Dr. Wolf Eiermann schon darauf, daß er in „seinem“ Museum Georg Schäfer in Schweinfurt eine weltweit außergewöhnliche, so noch nie gezeigte Sonderausstellung präsentieren kann, nämlich alle 50 Collagen, Fotomontagen und Zeichnungen des berühmten Architekten Ludwig Mies van der Rohe (1886-1969) aus dem New Yorker Museum of Modern Art, dazu passend Werke von Künstlern wie Klee, Kandinsky, Lehmbruck und Originalpläne, die sonst nie öffentlich angesehen werden können: „Es sind Visionen einer neuen Ästhetik, die da heißt Moderne“, und er fügt an, daß durch die gläsernen, offenen Bauten der Mensch aus seinem Höhlendasein befreit worden sei.

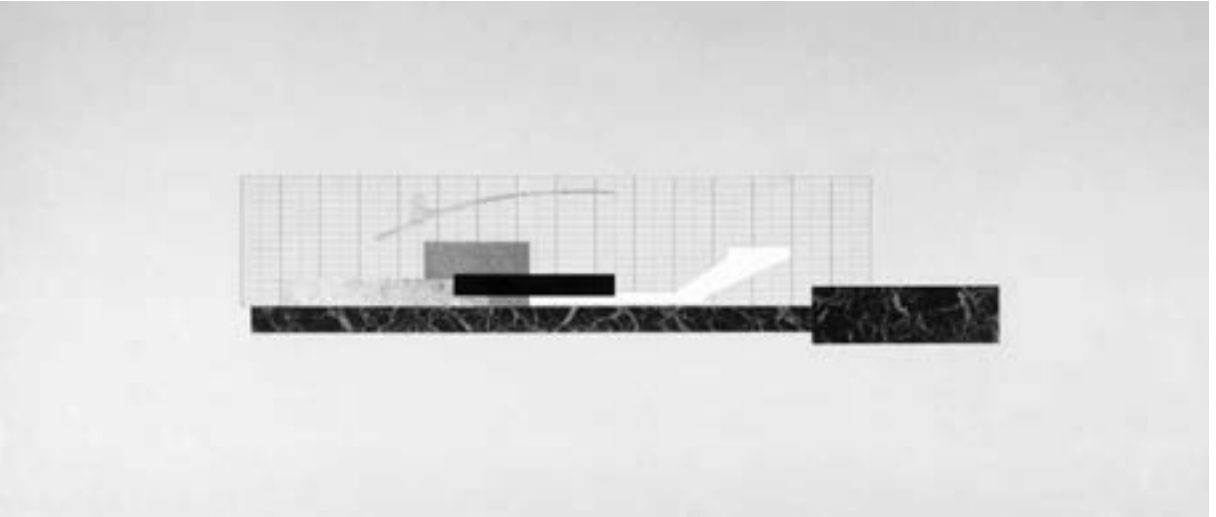
Der Besucher begegnet beim flüchtigen Betrachten der teilweise großformatigen, ganz privat geschaffenen Werke zuerst einmal rätselhaft verfremdeten Raumvorstellungen, scheinbar spielerisch zusammengefügt und doch streng konstruiert. Mies gilt als einer der größten Architekten des vergangenen Jahrhunderts. Der in Aachen geborene Schöpfer von meist transparenten Gebäuden aus Glas, Stahl und Beton, in den 30er Jahren Leiter des Bauhauses, war beeinflusst von der Avantgarde, von Dada, Konstruktivismus und De Stijl, emigrierte in die USA; er sammelte bewußt Klassische Moderne und schuf nur für sich Collagen und Montagen; sein letztes legendäres Werk aber ist die Neue Nationalgalerie in Berlin.

Bestimmt sind seine privaten künstlerischen Schöpfungen von einer visionären Blickrichtung, von der Perspektive vom Innenraum in den Außenraum, vom Realen zum Artifizialen, von der Vergangenheit zur Zukunft, von der Kunst zur Natur. All diese Aspekte verschmolz Mies van der Rohe bei seinen Montagen und Collagen zu einem spannungsgeladenen Ganzen. In seine Collagen baute er oft Zitate aus Reproduktionen von modernen Kunstwerken ein, teilweise beschnitten, auch gedreht. Zum Vergleich hängen in Schweinfurt nun die Originale daneben. Warum aber ausgerechnet in der Kugellagerstadt eine solch singuläre Schau? Dies hängt zusammen mit familiären Beziehungen des Architekten-Enkels zur Fabrikantenfamilie Schäfer. 1960-62 entwarf Mies van der Rohe für Georg Schäfer den Plan für ein

Museum in Schweinfurt. Die Originalpläne und Fotomontagen illustrieren, welche Visionen Mies dafür hatte: Ein rundum verglasteter, transparenter Bau, 13 m hoch, mit einem Kassetten-Flachdach, elegant, aber möglicherweise etwas unpraktisch für manche Ausstellungsprojekte, denn die lichtempfindlichen Zeichnungen hätten in den Keller verbannt werden müssen und die nötigen Stellwände hätten wohl nicht genügend Präsentationsfläche geboten. Aus verschiedenen Gründen wurde der Plan nicht realisiert. Der Entwurf diente aber dann in leicht abgewandelter Form für die Neue Nationalgalerie in Berlin, die 1968 eröffnet wurde. Der Nachbau des Plans für Schweinfurt im Modell aber demonstriert die Leichtigkeit des Baus, trotz der massiven, 1200 Tonnen schweren Decke.

Wer sich nun eine Vorstellung von der Wirkung nach außen machen will, sollte sich die Collage des Bacardi-Modells (1960-63) anschauen: In einem sich perspektivisch nach hinten verzügendem Raum mit großen Glasfenstern und Ausblick in eine Landschaft ist links eine Fläche eingeklebt, die an ein Furnier erinnert; vor ihr steht eine ausgeschnittene Reproduktion der Skulptur „Große Stehende“ von Wilhelm Lehmbruck (1910); rechts verstellt eine Art schwarzer Querriegel, wie eine Bank, ein wenig den Blick durch die Fenster; die sorgfältig ausgeschnittenen, eingefügten Fotografien suggerieren einen Ausblick in die Landschaft, möglicherweise Chicago. Im hinteren Raum des Schweinfurter Museums ist diese Collage nachgestellt, mit der echten Skulptur von Lehmbruck vor der Furnier-Tapete; die großen Fenster zur Mainseite hin lassen etwas ahnen von den Visionen des Architekten.

Die einzelnen Räume im Museum sind meist einem Generalthema gewidmet. Beim Eintritt in die Ausstellung stößt der Besucher gleich auf die schwarze Marmor-Tapete, die in verkleinerter Form auf mehreren Collagen auftaucht. Inspiriert dazu hatte den Architekten die Wand im Aachener Kaiserdom. Collagen und Fotomontagen begleiteten Mies sein ganzes Leben lang, waren Verdeutlichung seiner Ideen und visualisierte Strategien. Die erste gezeigte Fotomontage war 1910 gedacht für ein Bismarck-Denkmal in Bingen, scheint ganz reale



Ludwig Mies van der Rohe, *Theatre Project*, 1947. Combined elevation and section. New York, New York, Museum of Modern Art (MoMA). Cut-out colored papers (silver, gold, marbled, and black) on illustration board, 48 x 96" (121,9 x 243,8 cm).

Mies van der Rohe Archive, gift of the architect. Acc. n.: 717.1963. © 2017.
The Museum of Modern Art, New York / Scala, Florence / VG Bild-Kunst, Bonn, 2017.

Abbildung; das Denkmal aber wurde nie verwirklicht. Ähnliche Effekte erzielen die in alte Fotografien, etwa der Berliner Friedrichstraße oder vom Stuttgarter Hauptbahnhof, eingefügten Projekte von gläsernen Hochhäusern oder einem Bürogebäude. Diese Montagen umschreiben visionäre Ausblicke in die Zukunft architektonischer Gestaltung. Während die frühen Fotomontagen noch mit konkreten Bauten zu tun haben, vermitteln die Collagen aus den Jahren nach der Emigration eher die Atmosphäre, das Raumgefühl, das man in solchen Bauten erleben konnte.

Eine solche visuelle Konzeption ging nie ohne den Einfluß der Kunst. So sind die kühnen Theaterprojekte von 1947, bei denen Mies van der Rohe Aufsicht und Schnitt vereint hatte, fast schon abstrakte Konstruktionen, von großzügiger Weite und innerer Spannung, erinnernd noch an Bauhaus-Einfachheit. Wesentlich „konkreter“ scheinen da Raumansichten von Privathäusern, von Hofhäusern aus den späten 30er Jahren. Sie öffnen sich auf einen Garten oder Innenhof. In der sich nach hinten verjüngenden Perspektive, erzielt durch die Zeichnung der Bodenplatten oder von Lamellenwänden, hat Mies ausgeschnittene Reproduktionen von Skulpturen, bevorzugt von Maillol oder Lehmbruck, eingeklebt, oft auch Ausschnitte von Kunstwerken von Braque, Kandinsky, Klee oder Picasso. Dieser „Künstlichkeit“ stellt er oft Marmor- oder Furnierflächen gegenüber, sozusagen als Materialität der Wirklichkeit. Auch die Landschaftsfotos von Gegenden in den USA oder aus einem Western-Filmplakat, die übr-

gens mit der realen Verortung der Hofhäuser nichts zu tun haben, suggerieren Konkretes, sind aber fiktive Ausblicke. Ähnlich geht er vor bei größeren, „offiziellen“ Räumen, etwa beim Inneren einer Konzerthalle; da verstellt er quasi die Weite unter der Konstruktion durch eingeklebte, flächige „Segel“ und setzt noch eine altägyptische Figur davor. Bei der „Convention Hall“ 1954 schafft er drei Ebenen: Oben die Dachkonstruktion, in der Mitte eine marmorne Rückwand und darunter eine Menschenmenge, ein Foto vom Parteitag der Republikaner. Die Verbindung schafft eine amerikanische Flagge, allerdings mit falsch eingesetztem Sternenfeld.

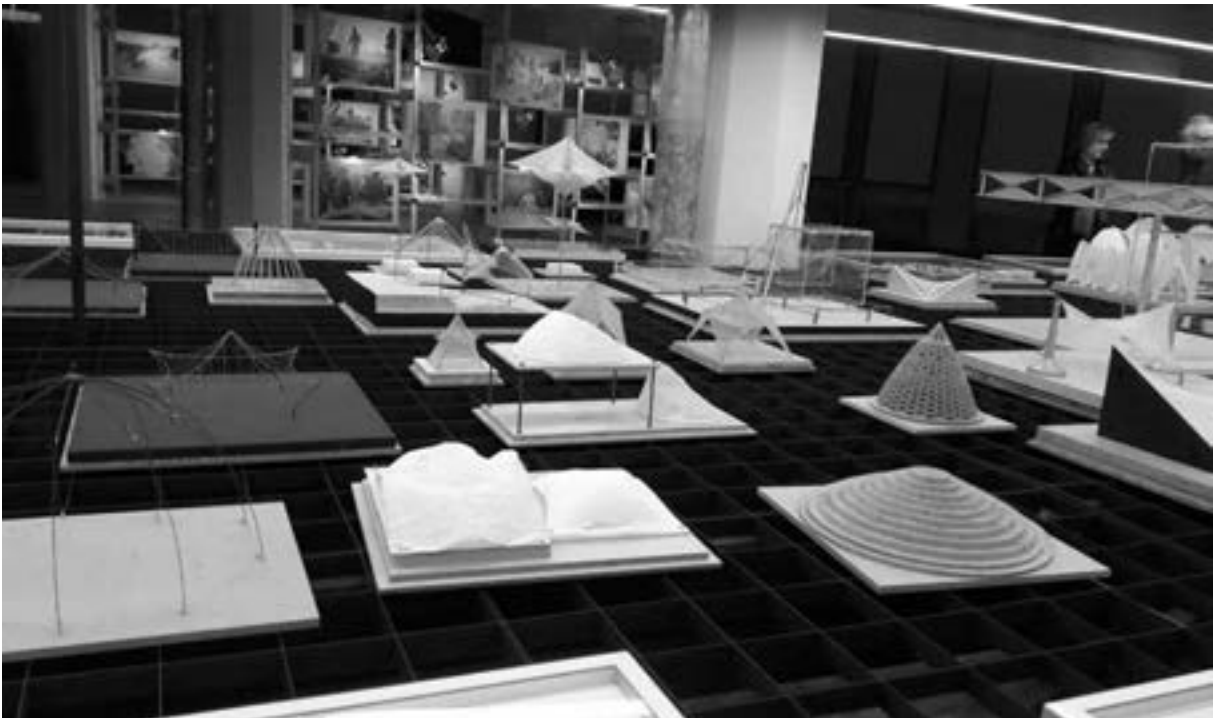
Auch in den Außenbereich von Bauten dringt Mies van der Rohe durch Gestaltung ein, etwa beim Cullinan-Flügel des Museum of Fine Arts in Houston, Texas, wenn er 1954 auf der Terrasse Marmorriegel und Skulpturen postiert und so einen visionären Raum schafft. Das Werk, das er real hinterlassen hat, die Neue Nationalgalerie in Berlin, ist ebenfalls vertreten mit einer Collage der Innenansicht; hier zeigen die eingefügten Menschen die Größenverhältnisse an.

Daß durch die Collagen und Fotomontagen von Mies ein neuer Blick auf die Kunst der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts geworfen wird, macht die Ausstellung deutlich. Hier verfließen die Grenzen zwischen Außen und Innen, zwischen Realität und Imagination, die selbstverständliche Verbindung von funktionaler Architektur mit freiem, künstlerischen Umgang von schon Bestehendem, indem es nochmals verändert wird. ¶

Bis 28. Mai



Ludwig Mies van der Rohe, Friedrichstraße Skyscraper Project, entry in the Friedrichstraße skyscraper competition, photograph of lost photo-collage 1921. New York, Museum of Modern Art (MoMA). Gelatin silver print, 10 x 8" (25,4 x 20,3 cm). Mies van der Rohe Archive, gift of the architect. cc. n.: MMA 13724. © 2017. The Museum of Modern Art, New York / Scala, Florence / VG Bild-Kunst, Bonn, 2017.



oben und unten: freier Blick auf die Modelle von Frei Otto

Architekt, Visionär, Utopist

Die Modelle Frei Ottos im ZKM Karlsruhe

Text und Fotos: Angelika Summa

Frei Otto (1925 – 2015) ist einer der bedeutendsten und innovativsten Architekten des 20. Jahrhunderts und einer von nur zwei Deutschen – neben Gottfried Böhm –, der den renommiertesten Preis für Architekten weltweit, den Pritzker Architekturpreis, erhalten hat; Frei Otto wurde er posthum verliehen.

Ziel der Frei Otto-Ausstellung im Zentrum für Kunst und Medien (ZKM) in Karlsruhe sei es, der Öffentlichkeit neue Sichtweisen auf das Werk Ottos zu vermitteln und neue Fragestellungen zur Zukunft der gebauten Umwelt zwischen Architektur, Technologie, Nachhaltigkeit und Gesellschaft zu entwickeln, so der Pressetext.

Die meisten von uns kennen Ottos Dachkonstruktionen, die Frei Otto international bekannt machten. Da wären die Zelt Dach-Landschaften im Münchner Olympiapark von 1972, eine Zeltkonstruktion aus Seilnetzen, die die Olympiahalle, die Schwimmhalle und Teile des Stadions überspannen und zu einem Wahrzeichen Münchens wurden. Oder den Deutschen Pavillon in Montreal (1967; abgebaut), dessen Überdachung der des Olympiaparks ähnelte.

Für die Bundesgartenschau 1975 in Mannheim konstruierte Frei Otto die Multihalle in Zusammenarbeit mit dem Architekturbüro Carlfried Mutschler + Partner, wie generell viele seiner Bauwerke in Gemeinschaftsprojekten mit Kollegen entstanden sind. Die Konstruktion der Multihalle besteht aus zwei Schalen aus gekrümmtem Holzgitter, die mit einem überdachten Steg verbunden sind. Sie ist bis heute die größte Holzgitterschalenkonstruktion der Welt mit einer Spannweite von 60 m quer und 85 m in Längsrichtung und gilt als Vorläufer der großen Glaskuppeltragwerke der Gegenwart.

Und sie gilt seit 1998 als Kulturdenkmal und steht unter Denkmalschutz – und wird wahrscheinlich abgerissen, sofern sich nicht bis Ende 2017 Sponsoren für die fällige Finanzierung finden lassen.

Dem tradierten Architekturideal aus Monumentalität und Repräsentation stellte Otto das „Temporäre und Wandelbare an der Schnittstelle von Architektur und Ingenieurbau gegenüber – künstlerisch, technisch und sozial“, wie es in dem begleitenden Ausstellungsfolder heißt. „Frei Ottos Denken zeichnete

sich durch eine Experimentierfreudigkeit aus, deren Methoden zwischen Architektur, Wissenschaft und Kunst zu verorten sind.“ Seine experimentelle Arbeitsweise behielt er Zeit seines Lebens bei. Im physikalischen Experiment, in Versuchsreihen und mittels Apparaturen und Meßtischen, die Frei Otto oft selbst entwickelte, erforschte der Architekt kausale Zusammenhänge und Fragen des Konstruierens, deren Verlauf, Bedingungen, Ergebnisse wiederum formgebender Teil seines Entwurfsprozesses waren. Er untersuchte mit seinen Studenten Seifenblasenformen („Pneumatische Konstruktionen“) oder Seifenhäute zwischen Fäden, um die Gesetzmäßigkeiten von Minimalflächen zu untersuchen, machte Sandschütt-Versuche, um Stabilität zu erforschen, und „Hänge-Experimente“, um sich über zug- oder druckbeanspruchte Konstruktionen klar zu werden. Besonderen Charakter hatte für ihn die Modellhaftigkeit der Natur; er studierte den Aufbau von Pflanzen und Lebewesen und setzte die hierbei gewonnenen Erkenntnisse in eigenen Entwürfen um.

Im ZKM sieht man über 200 Modelle, Objekte, Instrumente und über 1000 Fotos, Zeichnungen, Skizzen, Pläne und Filme. Auf einem 50 m langen Tisch (eigentlich sind es 18 Tische, die den Arbeitstischen in Frei Ottos Atelier in Warmbronn bei Leonberg nachempfunden sind) werden Ottos sämtliche Modelle präsentiert und inhaltlich in Beziehung gesetzt. Diese „Modellandschaft“ ist der Mittelpunkt dieser großartigen Präsentation und würdigt Frei Otto angemessen als „Architekten, Visionär und Utopisten“, wie es in der Laudatio zum Pritzker-Preis, dem Nobelpreis für Architekten, hieß.

Die Ausstellung „Frei Otto. Denken in Modellen“ im (ZKM) in Karlsruhe, Lorenzstraße 19, dauert nur noch ein paar Tage, nur weiß man nicht genau bis wann: entweder bis Sonntag, 12. März, wie auf der Ausstellungsbroschüre steht oder aber (was wahrscheinlicher ist) bis Sonntag, 19. März, wie auf der ZKM-Internetseite www.zkm.de zu lesen ist. Wer diese hochkarätige Schau sehen möchte, immerhin ist sie die bisher größte Ausstellung zum Oeuvre des Architekten, sollte sich möglichst vorher erkundigen, ob sie noch geöffnet hat. Tel.: 0721-8100-0.9



Das Gesicht des Hauses

Fassaden und anderes

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Was wir die Fassade eines Hauses nennen, ist sein Gesicht. Aber nicht nur das, es ist auch das Gesicht des Erbauers, das spricht, uns etwas über sich erzählt. Die Italiener haben früh erkannt, wie Mensch und Charakter, sich in der Fassade ausdrücken. Sie haben als erste die Chancen entdeckt, sich selbst darzustellen. Das italienische Wort *facciata* ist abgeleitet von *faccia*, Gesicht. Das schöne Wort ist uns zugewandert. Gedanken kennen keine Grenzen.

An der Fassade zeigt der Erbauer wie er gesehen werden möchte. Während er sich im Innern seines Hauses in der Privatheit sicher fühlt und Interessen und Neigungen ungezwungen folgen kann, will er nach außen seinen Rang, seine Bedeutung darstellen. Hier zeigt sich die Position, die er in der Gesellschaft beansprucht. Nicht selten klafft zwischen Anspruch und wirklicher Bedeutung ein Spalt. Die Zeit der Renaissance ließ erstmals den Angeber gedeihen, mit dem ungezügeltten Bedürfnis zu protzen. Menschlicher Bezug zeigt sich auch in den Veränderungen. Fassaden sind voll der Mode unterworfen, dem jeweils gepflegten Stil. Sie veralten, gelten irgendwann als altmodisch, was dem gesellschaftlichen Renommee nicht bekommt.

Von allen Teilen eines Hauses sind sie am stärksten dem Druck zum Wandel ausgesetzt. Abwertende Begriffe für ein altes Haus gibt es in Fülle. „Altes Gerütsch“ ist ein feststehendes Schmuckwort in Franken. Jeder weiß sofort, was gemeint ist. Ein Haus der Barockzeit zum Beispiel hat seine Fassade nur dann erhalten können, wenn die Besitzer an Vermögen oder Ansehen eingebüßt haben, so daß die Mittel zum Umbau fehlten. Armut, wenn auch unerwünscht, konserviert.

In der Regel müssen Fassaden veränderlich sein. Sie ändern sich auch tatsächlich den Umständen der Besitzer entsprechend. Das führt gelegentlich zu kuriosen Ergebnissen bei der Bestimmung des Baualters, nämlich dann, wenn vor die vorhandene Fassade irgendwann einfach eine neue vorgestellt worden ist, die einer Maske gleich die alte verbirgt. So kann zur Überraschung von Besitzer und Architekt hinter einer klassizistischen Fassade ein gotisches Haus stecken. Das Tempo der Umbauten folgt dem Wech-

sel der Mode. Je schneller sie sich ändert, desto schneller folgen Veränderungen.

Niemals in der Baugeschichte war die Halbwertszeit von Fassaden so kurz wie gegenwärtig. Gestern noch wurden Fassaden aus Beton verteufelt. Selbst Häuser ohne sichtbaren Beton, wurden, weil modern, als Betonklötze geschmäht, standfeste Menschen als Betonköpfe verunglimpft. Heute stehen feinsinnige Beobachter vor Betonwänden und preisen ihre Schönheit. Selbst Bauten aus der Phase des sogenannten Brutalismus finden neue Freunde. Kaum ein Wort ist so falsch verstanden worden wie Brutalismus. Abgeleitet vom französischen „*Béton brut*“ bedeutet das Wort einfach nur Sichtbeton, keineswegs brutale Architektur.

Große Architekten, wie Auguste Perret oder Charles Edouard Jeanneret, vulgo Le Corbusier, liebten rohen Beton, ohne Behandlung der Oberfläche, weil er die Spuren seiner Herstellung abbildete, wie am Beispiel des Kloster La Tourette zu sehen ist. Allerdings ist Sichtbeton nicht so widerstandsfähig wie seine Propheten glaubten. Luftverschmutzung und saurer Regen setzen ihm zu.

Die Oberflächen heutiger Bauten zeigen sich häufig flach und glatt. Hinter ihnen sind Pakete von Isoliermaterial versteckt. Wo sie mit Platten bekleidet sind, offenbaren sie das Alter durch wachsende Schichten von Feinstaub. Sind sie verputzt, wirken sie abweisend glatt und steril, wenn sie frisch sind, aber schmutzig im Alter. Sie nähren Algen und Moose und erfreuen die Ohren mit dem munteren Klopfen der Spechte. Ein Gesetzgeber, dem Architektur so gleichgültig wie Kultur ist, hat das so beschlossen.



Palazzo dei Diamanti

Weil man nicht jeden Montag eine neue Architektur erfinden kann, wie Mies van der Rohe festgestellt hat, einerseits, und andererseits die Nachfrage nach Veränderungen gestiegen ist, sucht man Anregung aus der Vergangenheit. Retro ist angesagt. Statt Glätte sucht man Rauigkeit, oder besser noch Plastik und Bewegung. Ein wunderbares Beispiel der Baugeschichte ist der Palazzo dei Diamanti in Ferrara, 1493 vom Renaissance-Architekten Biagio Rossetti errichtet. Zahllose Pyramiden ragen wie Höcker aus der Oberfläche. Ihre Schatten drehen und wandern mit dem Sonnenstand langsam über die Fassade, wie eine riesige Sonnenuhr den Lauf des Tages anzeigend. Auf diese Weise löst sich die Statik des Hauses in Bewegung auf. Oft findet man die Form der Steine gemalt oder als Grafitto auf Außenwänden. Ein Motiv, das aufgegriffen und in moderner Form dargestellt wird, manchmal riesig gesteigert. Eine besonders expressiv getrimmte Fassade prägt das Bürohaus gegenüber der Theresienwiese am Bavariaring in München, das vom Architekten Muck Petzet um-



Architekt Muck Petzet, München, Bavariaring

gebaut worden ist. Wo früher eine flache, gläserne Glasfassade glänzte, ein sogenannter Curtain Wall, eine Vorhangfassade, prangt heute eine plastische Fassade, die mit starken Hochs und Tiefs um Aufmerksamkeit buhlt. Große Elemente, dreieckig im Querschnitt mit ungleichen Seitenflächen, in unregelmäßigen Abständen gesetzt, von Geschos zu Geschos verschoben, umspannen wie Muskelstränge das Gebäude.

Bei näherer Betrachtung erkennt man, daß die Elemente Betonfertigteile sind, die anderswo gefertigt an der Baustelle präzise zusammengesetzt wurden. Sie sind wenige Zentimeter dick aus einem Spezialbeton ganz scharfkantig gegossen worden und an

kleinen Spalten als Teile einer Bekleidung erkennbar geblieben. Dahinter verbirgt sich natürlich die Wärmedämmung, vielleicht aber auch Teile der Infrastruktur des Hauses, die im Inneren nur mit größeren Zerstörungen hätten eingebaut werden können. Man kann nichts erkennen, die muskulösen Teile dominieren den Eindruck.

Man kann die Frage stellen, wie lange die jetzt so aktuelle Fassade bleiben wird. Wann wird sich ihr frisches Aussehen abgenutzt haben? Was könnte ihr folgen? In welche Richtung entwickelt sich die Architektur im Allgemeinen und im Besonderen? Sicher ist nur der Wandel. ¶

Offen für alles

Daniel Spoerri in Regensburg und Erinnerungen an 1969

Von Christiane Gaebert

Für alles offen scheint auch der mittlerweile 87jährige Künstler, Tänzer, Koch, Tausendsassa, manchem als Schlitzohr anmutenden, oder spielfreudiges Kind im großen Mann, zu sein. Die umfangreiche Werkschau im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg zeigte bis zum 26. März 2017 eindringlich das umfangreiche Lebenswerk des immer noch rege tätigen Künstlers, dem am 22. Oktober 2016 der Lovis-Corinth-Preis überreicht wurde.

Opera aperta - das offene Kunstwerk heißt ein von Umberto Eco verfasster Essay, in dem er eine Poetik der Offenheit bei Schrift- und Kunstwerken skizziert. Der Inhalt eines Werkes soll also verschieden lesbar sein. Mehrdeutigkeit, die der Rezipient in seinem Sinne vollenden oder weiterführen darf. Gedanken, die sich ohne weiteres auf Spoerris Arbeiten anwenden lassen.

Am 27. März 1930 wurde Spoerri als Daniel Isaac Feinstein in Galați, Rumänien geboren und floh mit der Mutter Lydia Spoerri vor rumänischen Faschisten 1942 in die Schweiz. In jungen Jahren galt sein Interesse der Tanzkunst, worin er 1954 bis 1957 zum Ersten Tänzer am Stadttheater Bern avancierte.

Der Zufall ist sein ständiger Begleiter, Lust am Sein, Experimentierfreude und sinnlich-haptische Feuerwerke mögen die Triebfeder seiner Schaffenskraft sein, münden in Küchenszenarien und Banketten, deren Überbleibsel seit 1959 zu Kunst erklärt und museal konserviert an die Wand genagelt werden. Eigentlich kann er nix, sagt er bescheiden von sich selber, zumindest ist er kein Künstler im strenggenommenen Sinn, also „Kunst von Können“. „Ich kann nicht Malen oder Bildhauern.“ Aber er hat Ideen und seine Sammelleidenschaft läßt ihn glücklicherweise aus beidem Kunst machen, was andernfalls lediglich zu einer Karriere als Messie und zur Katastrophe für seine Nachfahren geführt hätte.

Spoerri ordnet, macht die Geschichten seiner Fundstücke sichtbar oder erfindet sie neu. Alles läßt sich verwerten, Essensreste, Alltagsgegenstände, Schädel, ausgestopfte Tiere, Kuriositäten, Raritäten, Geschenkes, Altes und Neues finden sich kaleidoskopisch vereint in Assemblagen, seinen Fallenbildern

und späteren Skulpturen wieder. Vielleicht wohnt dem Sammeln eine gewisse Folgerichtigkeit aus Flucht und Heimatverlust inne, das Suchen nach Bekanntem, Vertrautem, die Neuschöpfung einer Welt, nachdem die Alte für immer verloren ist.

In den 60er Jahren experimentierten die Künstler des Nouveau Réalisme Spoerri, Arman, César, Gerard, Duchamp, Dufréne, Christo, Yves Klein, Niki De Saint Phalle, Tinguely und Restany verstärkt mit „neuen“ Methoden. Spoerri bevorzugt den Begriff *donner à voir* - sichtbar machen anstelle von Nouveau Réalisme. Diese Künstler, allen voran Marcel Duchamp, der schon Anfang des 20. Jahrhunderts sogenannte Readymades provokant ausstellte, (The Fountain, ein Urinal, 1914) benutzten alltägliche Gegenstände und Materialien, veredelten sie durch ihre Ideen zu Kunst und stellten damit den statischen Abschluß eines Werks generell in Frage. Angesichts dieser vielen bekannten Namen darf auch Louise Bourgeois nicht unerwähnt bleiben, die schon in den 40er Jahren ihre Umgebung in aktuelle Arbeiten einbezog. In ihren ca. 60 Cells der 80er Jahre und 90er Jahre erzeugt sie in sorgfältig inszenierten, fast theatralen Szenen mit gefundenen Gegenständen, Kleidungsstücken oder Stoffen, Mobiliar und markanten Skulpturen eine intensive Atmosphäre. Bourgeois sagte 1991 in eigenen Worten: „Die ‚Zellen‘ repräsentieren verschiedene Arten von Schmerz: physischen, emotionalen, psychologischen, geistigen und intellektuellen Schmerz ...“ Die Bildhauerin verarbeitete offen sehr persönliche und doch grundsätzliche Themen.

Brandes-Erinnerung an 1969. Foto: Christiane Gaebert



Daniel Spoerri's Blick erscheint weniger innig und persönlich, eher wie der Blick aus dem Fenster einer Bahn, die unermüdlich und abenteuerlustig durch die Gefilde der Welt und Kulturen rattert, weniger eine Reise zu sich selbst, vernetzt Spoerri sich mit den Geistern der Zeit, lädt sie zu Tisch und „berichtet“ dann darüber, so zum Beispiel in seinen Fallbildern „Eaten by Gudmundur Gudmundsson dit Ferro“ oder „Eaten by Dick Higgins“ (amerikanischer Happening-Künstler, der den Begriff Intermedia prägte).

Die Würzburger Künstlerin und Schriftstellerin Sophie Brandes erinnert sich an Spoerri's Freiluft-Gelage und das „wahrhaft einzigartige Kunstspektakel in Heidelberg ganz im Sinne der 68er Revolution“ wo sich drei Tage lang, unterm Titel „Intermedia 69“, die Künste mischten und an die 50 Künstler „einen Ausblick auf die Kunst der siebziger Jahre“ boten. Wie es geschmeckt hat, weiß Brandes indes nicht mehr genau, nur „irgendwie eklig“.

Der Spiegel 22/1969 berichtete dazu: „Daniel Spoerri, 38, exilrumanischer Bild- und Koch-Künstler aus Düsseldorf, ließ in der Studenten-Mensa ein transylvanisches Gulasch reichen und erschreckte dann mit der (falschen) Nachricht, das Mahl sei aus Pferdefleisch bereitet.“ Spoerri zu den Essern: „Sie wissen über das, was Sie gerade aßen, etwas Neues und das verwirrt Sie.“

Klaus Staeck, damals 31, reinigte ein Landschaftsgemälde bei vollem Waschprogramm in einer Waschmaschine. Staeck empfahl die Methode „allen Museen, damit sie die Wände wieder frei bekommen“. Während Christo zwar nicht das Heidelberger Schloß, dafür aber immerhin das Amerika-Haus einpacken durfte. Klaus Vostell verweigerte die Teilnahme, wollte sich nicht mit Beuys auseinandersetzen und Dick Higgins meinte ebenfalls dankend ablehnend: Das „Zigeuner- und Festleben“ sei vorbei, die Welt verändere nur, „wer ernst ist und zu Hause bleibt“.

Dagegen bleibt Spoerri in öffentlichkeitswirksamer Feierlaune und eröffnet 1970 über seinem „Restaurant Spoerri“ die „Eat Art Galerie“ in Düsseldorf. Beuys plaudert im selben Jahr in Dortmund mit Willy Brandt über die Einführung kunstpolitisch wirksamer Diskussionsforen in öffentlichen Sendern, was natürlich freundlich und politisch korrekt abgelehnt wurde. 1983-1989 bekleidet Spoerri eine Professur an der Akademie der Bildenden Künste München, zwi-

schen Banketten und der Lehre des Unlehrbaren, vermittelt er eine poetisch-scurrile Sichtweise auf die Welt.

Genug von der Lehre nimmt er sich in den 90er Jahren der Realisierung seines Großprojektes an, dem „Hic terminus haeret – Il Giardino di Daniel Spoerri“ in Seggiano (Skulpturengarten mit heute über 110 Installationen von mehr als 50 Künstlern) nur zwei Autostunden vom Tarot-Garten der Niki de Saint Phalle entfernt, den diese mit Jean Tinguely zwischen 1978 und 1998 realisierte. Ein Highlight des Gartens und lange gehegter Wunsch Spoerri's wurde schließlich 1998 mit fünf Tonnen Bronze umgesetzt, sein Pariser Zimmer Nr.13, Chambre No.13 de l'Hôtel Carcassonne, das er von 1959 bis 1965 bewohnte. Vielleicht ist es diesen beengten 12 qm zu verdanken, daß die Idee, Tische samt Geschirr an die Wand zu bringen geboren wurde, manchmal ist Beschränkung eine Muse.

Ein wenig, wie Gunther von Hagens Leichen als Klaviatur abenteuerlicher und umstrittener Plastinate für seine Körperwelten nutzt, spielt Daniel Spoerri mit Artefakten, setzt sie nach Lust und Laune zusammen, bis „es paßt“, da wächst zum Beispiel ein bronzener Kindertorso aus einem Elefantenbein (siehe Prillwitzer Idole).

Im Gästebuch zur Ausstellung im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg steht von einem braven Bürger geschrieben: „Willst du den Künstler verstehen, so betrachte sein Werk! Der letzte Saal ist Blasphemie! R.R.“ Hier sind Tücher mit Stickerarbeiten gemeint, die mit Sinnsprüchen zumeist christlichen Gepräges in allen ordentlichen Küchen hängen, und von Spoerri zu neuen Zusammenhängen als fadenscheinige Orakel collagiert wurden, die den ursprünglichen Sinn konterkarieren.

Eine ehemalige Meisterschülerin Spoerri's, Gisela Hellinger indes lobt: „Ja, lieber Daniel, das ist wirklich eine schöne Ausstellung, weil sie auch deine Anfänge zeigt, die so wunderschön poetisch sind.“ Und „Anja und Evelyn werden nix mehr wegschmeißen!“ Irgendwo dazwischen bewegen sich die Meinungen. Kunst wider das Establishment beschritt in den letzten 100 Jahren die unterschiedlichsten Wege und doch scheinen sie alle genau dort gelandet zu sein, bei den „Reichen und Schönen“, an der Börse und im Museum. ¶



Daniel Spoerri, Krems 2010 Foto: Barbara Räderscheidt, Köln



*Wird das ein Duckmäuser?
Ulrich Schröder bei der Arbeit.
Abbildungen © Disney*



Ein Donald, den man mag

Der Disney-Zeichner Ulrich Schröder in der Galerie Gabriele Müller

Text und Fotos: Achim Schollenberger



Chris Madden

Ulrich Schröder steht voll hinter Donald. Dabei hat der smarte Mann nicht den derzeit wirbelnden Selbstdarsteller (Jahrgang 1946) im Washingtoner Weißen Haus im Sinn, sondern den berühmten Enterich (Jahrgang 1934) aus Entenhäusen, Blumenweg 13. Zwar ist Donald Duck aufbrausend, cholertisch, zornig, chaotisch, Eigenschaften, die seinem Vornamensvetter durchaus gerecht werden, doch scheint der Erziehungsberechtigte seiner Neffen Tick, Trick und Track überaus sympatischer und bei all seinen Launen auch verantwortungsvoller.

Nun soll das hier kein Text werden über die Donalds der Welt, sondern über einen Zeichner, der seit über 30 Jahren der Disney-Figur und seinen Artverwandten in zahlreichen Micky Maus-Heften das Leben einhaucht. Daß Ulrich Schröder sein Handwerk beherrscht, nach Tausenden aufs Papier gebrachten Geschöpfen aus der Duck-Dynastie darf man das annehmen, konnten die zahlreichen Besucher während seiner Vernissage in der Würzburger Galerie Gabriele Müller miterleben.

Was beim alle zwei Jahre stattfindenden Comic Salon in Erlangen gang und gäbe ist, galt für diesen Samstagnachmittag in Würzburg: Schlange stehen für ein kostenloses Konterfei derer zu Duck oder Maus, signiert von Ulrich Schröder. Und obwohl Schröder stundenlang da vor sich hinkritzelt, mit freundlichem Lächeln Wunsch um Wunsch der Duck-Fans erfüllt, merkt man, daß ihm dies, bei aller Konzentration, sichtlich Spaß bereitet.

„Er mache das gern“, erzählt er dabei, das gehöre irgendwie dazu, und als Comiczeichner ist man daran gewöhnt, bei den vielen Fan-Treffen, den Comic-Liebhabern mit einer signierten Zeichnung, entweder in ein entsprechendes Album oder auf Zeichenblockpapier, eine Freude zu machen. Und so zeichnete er und zeichnete, die Wartenden konnten sich derweil in aller Ruhe, den Gemälden und Skizzen an der Galeriewänden widmen.

Ulrich Schröder war schließlich nicht angereist nur um Gratisgaben unters Volk zu streuen, sondern der eigentliche Anlaß war die Vernissage mit seinen mittel- bis großformatigen Donald-Bildern auf Leinwand. Die meisten „Atelierfrisch“, erst vor kurzem fertiggestellt – auch für die Ausstellung bei Gabriele Müller. Überall blickt das Enterich-Konterfei dem Besucher entgegen.

Natürlich gilt es dabei, Vorgaben einzuhalten. Duck ist ein Disney-Geschöpf und keinesfalls darf dieser gerupft oder groß verändert daherkommen, die Proportionen müssen stimmen. So einfach den Enterich für die eigenen Zwecke einspannen geht nicht. Mit

Genehmigung darf man das wohl, aber das Copyright bleibt bei dem großen Konzern.

Mit schwarzem Pinsel zieht Schröder die Konturen seines Protagonisten, und wenn man nun denkt, immer der gleiche Kopf oder die gleiche Figur sei langweilig, irrt man. Da meditiert Donald abgehoben schwerelos, dann taucht er vielschichtig auf wie in einem Spiegelkabinett. Ein Charakterkopf ist er sowieso, die Mimik zeigt die Gefühlslage – mit wenigen Strichen belebt. Wenn man es, wie Ulrich Schröder, kann.

Die dunkle Grundierung der Leinwände ist schon zum markanten Erkennungsmerkmal seiner Bilder geworden. Farben finden sich dennoch. Mit rotem und blauem Stift skizziert Schröder seine Figur zuerst, dann folgt der versierte Tusche- oder Acrylpinsel. Dabei läßt die kräftige Konturenzeichnung aber immer die Vorzeichnungen sichtbar. Allerdings muß man schon ein wenig nähertreten an die Bilder. Das ist auch anzuraten bei den vielen kleineren Papierarbeiten. Es sind Skizzen, Vorstudien und fast fertige Entwürfe zu den Titelbildern von Comic-Heften.

Schröder, der in Paris und Barcelona lebt, war lange Art Direktor bei Disney Paris. Doch nicht nur Comic-Titelbilder stammen aus seiner Zeichenfeder. Für das französische Magazin „Elle“ entstand eine Comic-Mode-Story in der er zahlreiche Modedesigner, darunter Karl Lagerfeld als böser Wolf, Donatella Versace als Daisy Duck, Jean-Paul Gaultier als Donald und das Duo Dolce & Gabbana als Micky und Goofy karikierte.

Spannend ist dabei zu entdecken wie der Werdegang ist, denn Schröder hat seine winzigen Ideenskizzen, welche die Grundlage der Entwürfe sind, mit zur ausgearbeiteten Titelblattzeichnung dazu gerahmt. Da wird es dann bunt und locker, nicht jeder kratzige Federstrich bleibt bis zum fertigen Cover. Die Zusammenarbeit mit anderen Disney-Zeichnern ist wichtig. Mit dem Niederländer Dan Jippes, ebenfalls ein Meister seines Fachs, tauscht sich Schröder des öfteren aus, läßt seine Zeichnungen begutachten, auch verändern und verbessern. Man schätzt die Meinung des anderen, sieht sich nicht als Konkurrenten, sondern als Teil der Duck- und Disney-Familie.

Mittlerweile ist die Spaß machende Ausstellung schon passé und Schröder samt Donald & Co. wohl weiter zur nächsten gezogen. Aber Federvieh hat er in Würzburg zurückgelassen, im Galeriebestand und bei den bekennenden Donaldisten an deren eigenen vier Wänden. ¶



Szene mit Wozzeck (Jochen Kupfer) und Katrin Adel (Marie)

Zerrissene Welt

Wozzeck von Alban Berg am Staatstheater Nürnberg

Text: Renate Freyisen Fotos: Ludwig Olah

Glück ist das Ziel, das alle in der Nürnberger Aufführung von Alban Bergs Oper „Wozzeck“ unbedingt erreichen wollen und das als Leitwort ständig optisch auftaucht. Doch das ruhelose Streben danach zerstört die Menschen auf Dauer, macht sie zu Versagern in einer Leistungsgesellschaft, lässt sie innerlich zerbrechen durch den selbst auferlegten Druck. Die Aussichten, daß sich eine Welt, in der sie verzweifelt betriebsam agieren, jemals bessert, sind negativ. Denn schon die Kinder ahmen die Verhaltensmuster der Erwachsenen nach. Zu einer solch pessimistischen Weltsicht paßt die Musik Alban Bergs, die der Komponist unter dem Eindruck der Wiener Erstaufführung von Georg Büchners Dramenfragment entwarf. Büchner, 1834

schon im jungen Alter von 24 Jahren verstorben, hatte nur schriftliche Entwürfe für sein geplantes Drama hinterlassen. Alban Berg aber verwendete den Text in großen Teilen, steigerte mit seiner Musik die schon literarisch packende Vorlage noch um weitere Dimensionen, um verdeckte emotionale und psychologische Schichten.

Nach der viel beachteten Uraufführung 1925 eroberte sich die Oper ab 1929 auch kleinere und größere Bühnen, bis sie ab 1933 gleich wieder als „entartet“ diffamiert und ausgesetzt wurde. Heute gilt Bergs „Wozzeck“ als ungemein starke musikalische Schöpfung, als die geniale Vollendung, ja Überhöhung der Vorlage. Seine musikalische Ausdeutung läßt den Zuhörer fassungslos in menschliche Abgründe blik-

ken. Die Musik Bergs verstärkt in einer zweiten Ebene den verstörenden Eindruck. Sie verändert durch Brechung und Deformierung Gewohntes wie Kinderlied, Volkslied und Walzer und nimmt ihm alles scheinbar Harmlos-Gemütliche.

Auch das innere Leiden der Hauptperson Wozzeck, des Antihelden des Alltags, wird vermittelt durch verzweifelte Ausbrüche, Abgleiten ins Sprechen oder Wechsel von Höhen und Tiefen. Ebenso zeigt sich die schwächliche, unehrliche Haltung des Hauptmanns in den unvermutet grellen Falsett-Höhen, seine gereizte Stimmung in den Zick-Zack-Linien seines Gesangs. Das Sprunghafte der Gesangspartien, die Zerstückelung einzelner Musikstücke vollzieht nach, daß in dieser Welt keine innere Ordnung mehr herrscht, daß jede Orientierung verloren ist, die hier mit Begriffen wie „Tugend“, „Moral“ oder „Natur“ benannt wird.

So gibt es auch für den Gesang keine verbindlichen Linien mehr, höchstens „rhythmische Deklamation“; die Resignation Maries wird deutlich durch die unendlich traurige Melodie ihres kleinen Wiegenlieds. Auch daß die Personen innerlich kaum einen Zusammenhalt mehr haben, ist darin zu spüren, daß Berg keine echten Ensembles komponiert hat, nur noch an Terzett oder Duett erinnert. Die Chorstücke sind kurz gehalten, und der herzerreißende Gesang der Kinder am Ende vermittelt ihre Hilflosigkeit.

In dieser zerrissenen Welt bieten die orchestralen Zwischenspiele den einzigen Zusammenhalt. Berg verdichtete die 26 Szenen bei Büchner zu 15 und faßte die drei Akte nach dem traditionellen Schema der Einheit von Exposition, dramatischer Entwicklung und Katastrophe zusammen. Bei diesem genau strukturierten Aufbau aber verzichtete er bewußt auf Tonalität. All das entsprach seinem „Dienst am Drama“. Das Ergebnis ist eine Oper von seltener Harmonie von literarischem Text und musikalischer Aussage.

Die überzeugende Inszenierung von Georg Schmiel leitner zeichnete diese innere Zerrissenheit, den Zwiespalt zwischen dem Funktionieren in einer ständig Leistung fordernden Gesellschaft und der psychischen Instabilität beeindruckend nach. Der Regisseur ließ auf der Bühne von Stefan Brandmayr Bilder auffahren, die Vorläufigkeit, Unsicherheit, Kälte oder Leere signalisierten. Da sind Umzugskartons aufgestapelt, weiße Haus-Kuben sparsam minimalistisch nur mit dem Notwendigsten möbliert. Immer wieder senkt sich das Motto, nach dem alle hier leben, nämlich „Glück“, in riesengroßen, rötlichen Lettern wie bei einer beleuchteten Zirkusreklame herab. Ab und zu schwebt auch ein Glück

verheißendes Gehäuse mit weißer Couch herunter; daß dies nur eine Illusion andeutet, zeigt sich bei den Szenen mit Marie, als sie sich dort mit dem Tambourmajor trifft oder den Schmuck von ihm bewundert. Allerdings wird sie hier auch von Wozzeck ermordet, und dennoch erlebt sie hier mit ihm eine kurze Ruhepause, bevor er hinausgeht, um das blutige Messer zu verstecken und dabei zu ertrinken. Das rechte Gehäuse dient als Wohnung von Marie und Wozzeck, das linke meist als Ort der Gesellschaft, die ihn zerstört durch ihre Ansprüche. Hier räsoniert der windige, sadistische, eingebildete Hauptmann über „Moral“, die Wozzeck angeblich nicht hat, hier führt der ebenso sadistische Doktor seine pseudowissenschaftlichen Experimente an Lebenden durch, macht sie dadurch zu Krüppeln und menschlichen Mißgeburten, doch Wozzeck, der sich gegen seine „Natur“ verhalten muß, braucht das Geld. Hier spielt auch die verstimmte klingende Kapelle zum Tanz im Wirtshaus auf. Als dabei der Tambourmajor Marie wild herumschwenkt, kommt es zum Kampf mit Wozzeck, und der unterliegt. Das unterstreicht, was Wozzeck immer wieder sagt und was als Hauptmotiv die ganze Oper durchzieht: „Wir arme Leut“. Arm aber kommen alle nicht daher, höchstens schlicht. Sie tragen heutige Alltagskleidung, lediglich Marie und ihr Tambourmajor solche aus billig glänzendem Stoff. Auch wie der Knabe, der Sohn von Marie und Wozzeck, sich stumm bewegte, wie er mit Geschenken oder Stofftieren umging, war als zusätzliche Verstärkung der stimmungsmäßigen Aussage gedacht. Selbst die Kopfhörer von Andres wiesen darauf hin, daß er die Nöte seines Kumpels Wozzeck nie richtig wahrnimmt.

Die bildliche Deutung des Bühnengeschehens wurde durch die Musik noch verstärkt. Gábor Kali am Pult der Staatsphilharmonie Nürnberg konnte dem Orchester eine Vielzahl von geradezu irren Figuren und instrumentalen Verzahnungen entlocken. Erschreckende Kontraste zwischen Wildem und Weichen zeigten die Zerrissenheit an, und ab und zu leuchtete auch Illustrierendes auf, wie beim roten Mond oder dem Wasser, und ganz müde verebte der Schluß als hoffnungsloses Ende.

Auch der Chor, viel beschäftigt als Nachbarinnen oder Leute in grauen Anzügen, bestach durch eine große Bandbreite an Aussagen. Ebenso gut eingespielt waren die „Doubles“ der Erwachsenen, der junge Chor der Musikschule Nürnberg. Alles aber überstrahlte die bewegende, packende Darstellung des Wozzeck durch Jochen Kupfer; äußerlich war er keineswegs heruntergekommen, eher ein Durchschnittsmensch, der an den Verhältnissen zugrunde



von links im Bild: Statisterie, Jochen Kupfer, (Wozzeck), Jens Waldig (Doktor)

geht, in seinen Bemühungen scheitert, für die geliebte Marie und das gemeinsame Kind aufzukommen, und der am Schluß Marie ermordet, sein Glück. Mit seinem großen, nie harten Bariton gestaltete er ausdrucksstark einen immer mehr in die innere Verzweiflung Getriebenen.

Der davon ungerührt Tambourmajor von Timan Unger, passend mit hellem, kräftigen Tenor, war dagegen nur ein selbstbewußtes, rücksichtsloses Mannsbild. Ilkar Arcayürek zeigte mit seinem meist lässigen Auftreten wenig Empathie für Wozzeck. Hans Kittelmann als kleiner, geschäftiger Hauptmann bewies mit seinem hellen Tenor und dem Auf und Ab seiner Melodielinien, wie haltlos er eigentlich ist. Dagegen wirkte Jens Waldig als brutaler Doktor schon äußerlich wie ein Schlächter, und seine markige Stimme unterstrich dies noch. Sehr glaubhaft gestaltete die junge Katrin Adel eine lebenshungrige, aber wegen ihrer Untreue von Gewissensbissen geplagte Marie,

hin und hergerissen zwischen Pflichten und Wünschen, und ihr lyrisch-dramatischer Sopran bewältigte die feinen Nuancen ihrer Partie durchaus aussagekräftig. Auch Irmgard Vilsmaier als Nachbarin Margret gefiel sehr mit ihrem warmen, runden Alt. Das Premierenpublikum bejubelte begeistert alle Mitwirkenden, und das, obwohl diese Oper wirklich kein Werk für den kulinarischen Genuß ist. ♪

Stumm und stachelig

„Der Kaktus“ von Juli Zeh in den Kammerspielen am Mainfranken Theater Würzburg

Text: Hella Huber Fotos: Gabriela Knoch



Der Terrorist wird vorgeführt. Von links: Martin Liema, *Carnegiea gigantea*, Meinolf Steiner

Durch die Tür eines Büroziimmers dringt rauhes Gebrüll, Tumult und Drohungen. Die Tür knallt auf, der GSG9-Mann Jochen Dörrmann (Meinolf Steiner) sowie der Streifenpolizist Cem (Martin Liema) schleppen unter Aufbietung aller Kräfte den potentiellen Terroristen „*Carnegiea gigantea*“ herein. Dörrmann ist der große Coup gelungen, einen gesuchten Terroristen dingfest zu machen. Er platzt fast vor Stolz und Anstrengung, sichert höchst aufgeregt diesen Gefährder, fast wie ein Löwe seine Beute. Seine Bemühungen, ihn zum

Sprechen zu bringen, mal mit Freundlichkeit, mal mit Einschüchterung, fruchten nicht. Der Gefangene schweigt. Ebenso erfolglos ist Cem, ein junger Kollege mit deutsch-türkischen Wurzeln, der fasziniert und etwas ungläubig die ganze Szene miterlebt. Susi (Hannah Walter), eine Polizeianwärterin, versucht ebenfalls ihr Glück – vergebens. Schließlich ruft Dörrmann Frau Dr. Schmidt (Maria Brendel), seine ehemalige Ausbilderin vom BKA an um sie um Mithilfe zu bitten, natürlich alles unter strengster Geheimhaltung! Diese probiert mit allen

legalen und illegalen Mitteln, den Gefangenen zum Reden zu bringen, doch der Gefangene schweigt weiter. Er kann gar nicht anders, denn „Carnegiea gigantea“ ist ein mannshoher Kaktus. Ihre angedachten erbarmungslosen Methoden entsetzen die fassungslose Polizeianwärterin Susi, die ihre demokratische, menschenrechtliche Haltung von allerhöchster Stelle mißachtet sieht.

Was soll ihr noch moralischen Halt geben? Wie soll weiterhin mit dem Terroristen verfahren werden? Der Regisseur Andreas Bauer hält die Spannung des Stückes durch schnelle, teils witzige Dialoge, welche die Neugier des Zuschauers fördern. Man glaubt Meinolf Steiner den fanatischen GSG9-Mann, der aber auch überraschenderweise verletzbar Stellen besitzt, die er nur mit Atemübungen und gutem Zureden zudecken kann.

Sehr unterhaltsam Martin Liema als Streifenpolizist mit türkischer Szenensprache (Umgangssprache), der seine terroristischen Fernseherfahrungen im kriminalistischen Alltag anzuwenden versucht. Hannah Walter verleiht der Polizeianwärterin Susi naiven, unbedarften Charme mit ihrem

Glauben an Rechtmäßigkeit des Staates. Maria Brendel überzeugt durch ihre coole, souveräne Leitung des Falles; mit ihrer sprachlichen Gewandtheit versucht sie die moralischen Bedenken ihrer untergebenen Kollegen zu untergraben. Ein sehr überraschendes Ende läßt den Zuschauer regungslos am Platz verharren. Langer, begeisterter Beifall!

Juli Zeh ist Juristin und Schriftstellerin (geb. 1974) die sich politisch engagiert und seit 1999 zahlreiche literarische Auszeichnungen für ihre Bücher, Kinderbücher, Theaterstücke, Hörspiele und Kurzgeschichten erhalten hat. Das Stück „Der Kaktus“ schrieb sie 2009 als Satire auf das zwangsneurotische Sicherheitsbedürfnis der Menschen, worin sie das Unvermögen der staatlich organisierten Gefahrenabwehr thematisierte.

Vorstellungen: 23.3., 29.3., 5.4., 27.4., 20.5.2017. ♪



Erschöpfung mit Feuerlöscher. Meinolf Steiner als GSG9-Mann.



Weingut seit 1128

Staatlicher Hofkeller
Würzburg



*„Wo aber der Wein
fehlt, stirbt der Reiz
des Lebens.“* EURIPIDES

Freuen Sie sich auf reizvolle Veranstaltungen
rund um den Wein bei den Events des
Staatlichen Hofkellers in Würzburg.

www.hofkeller.de



NEU!

ZUGABE!

KULTUR IN WÜRZBURG

Erfrischend junge

Die Würzburger Entertainesse Heike Mix gibt sich die Zugabe. In der Ausgabe vom 1. März 2011...

Die Würzburger Entertainesse Heike Mix gibt sich die Zugabe.

Zugabe! Vorhang auf...



...oder Vorhang zu?

Würzburgs neues Kulturmagazin macht einen tatsächlich ratlos.

Text und Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Bangen Herzens verfolgen wir das Gewese des Kulturreferates und der kulturbeflissenen Stadtväter; warten auf ein Zeichen, ein Einlenken, eine Rückrufaktion: „Sorry Leute! Die Zugabe ist uns halt so rausgerutscht, ein schales Einkopfgerecht, Makulatur, ein Druckfehler. Marke drauf und zurück ins Rathaus. Unseretwegen auch unfrei. Bei 60 000 veranschlagten Euros kommt es dem Kulturreferenten auf das bißchen Porto nicht mehr an.“

Aber: Nichts! Die meinen es ernst! Das wollte uns tatsächlich schon das Intro sagen: „Kultur wird in Würzburg schon immer groß (!?) geschrieben. Jetzt setzt die Stadt mit dem Magazin >Zugabe< ein weiteres kulturelles Ausrufezeichen.“ Es reicht eben bekanntlich nicht, nichts zu sagen zu haben, man muß es auch nicht ausdrücken können.

Das Intro der Zugabe („Erfrischend jung“) ist da wahrhaft ein Leerstück. Mit sämtlichen bewährten Futilitäten wird beschworen, was nach einer „Zugabe“ geradezu lechzt. „Die Kultur der Stadt ist erfrischend jung. ... reiches Kulturleben ... prächtiges kulturelles Erbe ... blühendes kulturelles Zentrum ... kreative Köpfe und Herzen ... kulturbegleitete Bürgerinnen und Bürger ... einmaliges Flair des Würzburger Kulturlebens ... Es sind kulturell spannende und großartige Zeiten, die die Stadt gerade derzeit erlebt ... kultureller Erfindergeist ... prikelnder Mix aus Modernität und Historie ... usf.“. Mut braucht es (bzw. eben nicht) in der Tat – und den bescheinigt man sich selbst – neben „Kessener“ und „Leporello“, „Lust auf Gut“ ein weiteres hochwertiges Kulturmagazin in den Markt zu drücken. (Mut braucht es natürlich auch, die Kirche dabei praktisch nicht zu erwähnen. Lenssen ist vermutlich der nächsten Ausgabe vorbehalten: Als Schlußapplaus! Stehende Ovation oder so!)

Acht Seiten Zeitungspapier

Würzburger Kultur also auf das Wesentliche verdichtet. Das geht auf zwei Seiten redaktionellen Text, für die der durchschnittliche, lesefreudige Deutsche dann zwei Monate Zeit hat. Klar ist näm-

lich, daß in einer Stadt, in der Herbert Mehler, allein wegen der Initialen, schon für einen Henry Moore gehalten wird und Roman Rauschs Werk „Bombennacht“ für Literatur, braucht es weder Kulturkritik noch Kulturvermittlung. Musik, in Würzburg synonym für Kultur - für Robert Musil eine „Ohnmacht des Willens“ - muß nur gehört werden.

Es genügt also allein ein „quirliges“ Veranstaltungsmagazin, in dem wirklich alle Konzerte angekündigt werden. Vielleicht noch flankiert von den blauen Plakatständern, für die einst der unabhängige Dachverband freier Kulturträger ins Leben gerufen wurde. Mit anderen Worten: Man braucht sich mit einer Zugabe aus acht Seiten Zeitungspapier inhaltlich nicht auseinandersetzen. Höchstens, um dem verantwortlichen Redakteur mangelnden Takt vorzuhalten. Eine Persönlichkeit, der er noch lange nicht das Wasser reichen kann, als „hellwachen Künstlergeist“ zu bezeichnen, nur weil er insgeheim meint, mit 93 sollte man längst dem Altersschwachsinn verfallen sein, ist einfach unanständig.

Wie auch immer: Noch vor wenigen Jahren (gefühl) hätte ein derartiges Intelligenzblatt aus dem Rathaus einen Sturm der Entrüstung losgetreten. Inzwischen überwiegt das Mitleid. Nicht nur, daß die Stadt jetzt das Main-Post-Verlagshaus dafür entlohnt, daß es etwas nicht nur nicht tut, sondern indirekt sogar noch verhindert.

Für die Main-Post zahlt sich jetzt endlich (nach einem KulturGut-Intermezzo) aus, daß man vor Jahren ein auf lokale Kultur bezogenes Feuilleton praktisch einstellte. Mittels Reader-Scan hatte man festgestellt, daß die Kultur kaum Interesse beim Leser fand. ... es sei denn Kylie Minogue spricht erstmals über die Trennung von ihrem Verlobten. Seither wird die zudem wohl auch weniger anspruchsvoll (?) aufbereitete lokale Kulturberichterstattung auf hintere Lokalseiten verbannt und somit nur noch einem kleinen Teil der Main-Post-Leser angeboten. Offensichtlich aber besteht doch ein größerer Bedarf an einer wie immer gearteten Kulturberichterstattung, wobei es den Betonköpfen der hiesigen Kulturszene genügt, ihre Veranstaltungen oder Ausstellungen

gen ankündigen zu können. Weil dies offensichtlich niemand leistet, zumindest nicht so, wie man sich das im Kulturreferat vorstellt, nimmt das die Stadt nun selbst in die Hand. (Warum uns hier Jean Pauls Schulmeisterlein Maria Wutz aus Auenthal in den Sinn kommt?) Freilich muß man kein Prophet sein, um der „Zugabe“ nur ein kurzes, wenn auch bestens alimentiertes Dasein vorherzusagen. (Erinnert sei an andere bahnbrechende Publikationen vom Hochmoor auf dem Heuchelhof wie „Kleine Zeitung“, „Boulevard Würzburg“ oder „neun 7“, die allesamt keine journalistische Aufgabe hatten, sondern allein möglichst effektiv den Anzeigenmarkt auspressen sollten, bis sie sich totgepreßt hatten und versanken.)

Diesmal wird es schneller gehen. Vermutlich schon gegen Ende des Jahres wird sich die Gazette als völlig überflüssig erwiesen haben, und zugleich als kontraproduktiv in der Würzburger Medienlandschaft. (Nur: Irgendwo muß das Geld ja hin, das die Stadt nun bestimmt beim Hafensommer einspart.)

Der Mißstand wird nur verschärft

Einerseits nämlich wird die Zugabe, wie der Name schon sagt, das nicht leisten können, was man sich davon verspricht. Sie „soll werben und einladen, sie soll informieren und punktuell auch über Hintergründe informieren“ – so der OB und sein Kulturreferent in ihrem gemeinsamen Editorial. Wer jemals einen Text geschrieben hat, der dann von einem hierarchisch aufgebauten Stab bis hinauf zum „Chef“ abgesegnet werden mußte, weiß, daß zumindest der Chef nichts mehr finden wird, was geändert werden sollte. Boshaft könnte man hinzufügen: ... und der Leser nichts mehr, was ihn interessieren sollte.

Andererseits wird die Zugabe – und das ist seit langem Verlagspolitik des Hauses Main-Post – den Konkurrenzdruck auf die „Kleinen“, also Leporello (samt den weiteren sieben Publikationen aus diesem Hause), Kessener, Würzburg spezial usw., weiter erhöhen. Im Kampf um Anteile am städtischen Anzeigenmarkt können kleine Zeitschriften immer weniger z.B. mit ihrem Veranstaltungsservice punkten, was einmal mehr zu Lasten einer, auch in diesen Niederungen, kostenintensiven Redaktion geht, so es die überhaupt noch gibt. Und dies gilt auch, wenn die Zugabe auf dem Anzeigenmarkt gar nicht auftreten sollte. Dafür hat die Main-Post genügend andere Postillen. Man kann also „ein ganz klein wenig überspitzt“ behaupten, daß die Stadt mit ihrem journalistischen Eifer genau die Situation, die sie doch eigentlich beheben möchte, immer weiter verschärft.

Der tatsächliche Bedarf an Kulturberichterstattung oder gar Feuilleton – jenseits eines magersüchtigen Veranstaltungskalenders – wird weiter zunehmen und immer weniger weder von der Zugabe noch von den anderen Publikationen abgedeckt werden. Vom Exoten „nummer“ abgesehen.

In diesem Zusammenhang soll wieder einmal betont werden, daß sich Veranstalter (auch städtische), Theater, Künstler, Autoren und selbst Musiker im Endeffekt keinen Gefallen tun, sich einer Kritik zu entziehen, Kritik sogar irgendwie zu verhindern, selbst wenn sie hart oder vielleicht sogar einmal ungerecht sein sollte. Ungerecht wollen wir natürlich nicht sein. Etwas hat uns beim Lesen der Zugabe tatsächlich zum Nachdenken angeregt. Am Ende des erwähnten Editorials heißt es: „Entdecken Sie also mit uns die Kulturlandschaft Würzburgs und genießen Sie die neue >Zugabe!< - Vorhang auf!“

An den letzten drei Worten sind wir hängengeblieben. Es könnte sich dabei raffiniert um eine rhetorische Figur handeln; beim „Hysteron proteron“ wird das Spätere dem Früheren vorangestellt, um es zu betonen. (Berühmt ist Vergils: „Laßt uns sterben und uns in die Waffen stürzen!“) Soll das nun bedeuten, die Zugabe sei wichtiger als das, wozu sie Zugabe ist? In Würzburg, auf Parteiveranstaltungen mit Musik, könnte das aus Sicht musisch veranlagter Politiker gelegentlich schon gelten. Es könnte sich auch um eine bewußte „Hypallage“, eine „Verwechslung“ (berühmt die alte Mönchsregel: „Wenn dein Auge eine Frau erblickt, schlage sie nieder.“), handeln oder eben einfach um einen Denkfehler. Dann müßte jemand darauf hinweisen, daß nach der Zugabe gewöhnlich der Vorhang fällt. ¶

Gazette aus Würzburg(no longer extant).



Unterm Tisch

Eine Beobachtung

Text und Foto: Helmut Klemm

Fast alle Studenten im Lesesaal der Würzburger Universitätsbibliothek am Hubland sitzen vor einer Wasserflasche – oder gar einem kleinen Kanister – und einem Laptop am Arbeitstisch. Vorsorglich und in überaus generöser Weise hat die Bibliotheksverwaltung jedoch Auffangbehälter für die anscheinend doch noch anbrandende Papierflut aus der schon überwunden geglaubten Gutenberggalaxis aufstellen lassen.

Die Bibliotheksverwaltung traut den Digital Natives offenbar nicht, den Kindern des Computerzeitalters; oder sie hat die Anzahl der Papierkörbe vielleicht schon im Hinblick auf das insgesamt in der Bibliothek gebundene Papier kalkuliert, als wäre jederzeit damit zu rechnen, daß die angeblich vom Lesen bereits weitgehend entwöhnten „Studierenden“ demnächst beginnen, aus Unverstand oder Protest, Jux und Tollerei oder sonstigen Gründen, massenhaft Seiten aus Büchern herauszureißen und sie genauso wegzwerfen wie ihre handschriftlichen Exzerpte, die sie womöglich ebenfalls aus unerfindlichen Gründen doch noch anzufertigen scheinen.

Was sollte in einem Lesesaal auch sonst wohl entsorgt werden müssen: allenfalls vielleicht noch ge-

brauchte Papiertaschentücher in die blauen Tonnen und Plastikflaschen oder Kanister und die durchsichtigen Plastiktüten, die von der Bibliotheksverwaltung anscheinend verteilt werden, damit die Studenten und die Studentinnen Bücher nicht mit blo-

ßen Händen herumtragen müssen, und die eigentlich als Verpackungsmüll in gelben Säcken zu sammeln wären? Im Lesesaal fortwährend zu trinken, kann man den jungen Leuten mittlerweile ja nicht mehr verwehren, sonst fallen sie, wie sie zu glauben scheinen, nach einer Stunde vor Austrocknung tot um. Essen dürfen sie da noch nicht, aber im Foyer sieht man schon junge Männer sitzen, die aufgeklappte Pizzakartons auf den Knien balancieren. Die anscheinenden ja nahezu rund um die Uhr konsultierte Bibliothek könnte

für den Lieferservice eine Premiumadresse werden. Man wird also vielleicht schon bald auch noch Bio-tonnen aufstellen müssen oder zumindest vorsorglich aufstellen.

Restmüll für die schwarzen Tonnen scheinen die Studenten und Studentinnen im Lesesaal – so wie es aussieht – auf irgendeine Weise ja schon zu produzieren. ¶





Lichtblick

Text: Angelika Summa

Die Ausstellung „Overflow – Undertow“ des englisch-deutschen Künstlerpaares Yvonne Kendall und Henning Eichinger ist speziell für die schwimmende „Arte Noah“, des Würzburger Kunstvereins im Alten Hafen, konzipiert worden.

Der Titel bedeutet im Deutschen in etwa Überfluß, Überlastung - Sog, Strömung und nimmt mehrdeutig Bezüge auf: zum Wasser und seinen Untiefen, aber auch zu den Gefahren unserer modernen Kommunikationsmedien, die uns mit Reizen überfluten und zu massiven gesellschaftlichen Veränderungen unseres Lebens führen.

Die Plastikerin Kendall geht mit Stoff und Holzbalken ans Werk und gestaltet Objekte, die das Leben auf der Wasseroberfläche spiegeln. Sie tut das mit stets dem gleichen, lakonischen Tonfall, seien es weiße Stoffschwäne oder der dramatisch nach oben gereckte Arm eines Ertrinkenden (siehe Foto: „Emergence“, 2017).

Der Maler Eichinger baut seine schwarz-weißen Bilder aus Ölfarbe und Lack von der Tiefe zur Schauseite auf bzw. von hinten nach vorne; das Weiß des „Untergrundes“ kommt zum Schluß. An der Bildoberfläche sammeln sich dann die unterschiedlichsten Motive aus Natur, Technologie und Industrie, wie hier auf unserem Foto mit dem titelgebenden Werk „Overflow – Undertow“ von 2016. Eichingers Bilder haben dekorativen, stofflichen Charakter und könnten auch als Textildruck für Kissen u.ä. fürs traute Heim durchgehen. ♪

Foto: Achim Schollenberger

Bis 26. April

Short Cuts & Kulturnotizen

Einmal im Jahr veranstaltet das **Mainfranken Theater** die Schultheatertage und begrüßt dabei die Schul- und Jugendtheatergruppen in und um Würzburg, um gemeinsam auf der Bühne in der Kammer ein vielseitiges Programm zu gestalten.

Ab sofort besteht für theaterbegeisterte Jugend - Schüler aller Schulformen und Klassenstufen sowie Amateurguppen von Kindern und Jugendlichen aus Unterfranken - wieder die Möglichkeit, sich für die diesjährigen **Schultheatertage** im Mainfranken Theater anzumelden. Stattfinden wird dieses traditionelle Festival des Würzburger Mehrspartenhauses, bei dem die Teilnehmer ihre selbst erarbeiteten Stücke, Tänze und Performances in der Kammer präsentieren dürfen, vom 10. bis 14. Juli.

Anmeldungen nimmt Theaterpädagogin Maria Karamoutsiou telefonisch unter 0931/3908-223 oder per E-Mail an Maria.karamoutsiou@stadt.wuerzburg.de entgegen. Anmeldefrist bis 14. April.

[sum]

Das **Kunsthaus Michel**, Semmelstraße 42, lädt ein zur „afternetwork-Vernissage“ von **Florian Meierott** am Freitag, 17. März.

Der Künstler (geb. 1968) ist als Musiker schon weit über seine fränkische Heimat hinaus bekannt, tritt in jüngster Zeit auch als Maler auf. Im Kunsthaus Michel präsentiert Meierott auszugsweise das von ihm illustrierte Buch „Die Schaffnerin“ von Jakob Wassermann. Einlaß um 18 Uhr, Beginn 19 Uhr, Kulturbeitrag 8 €. Bis 30.3.

[sum]

Klaviermusik in Gethsemane – Internationale Pianisten im Konzert heißt die neue Konzertreihe, die demnächst in der Gethsemane-Kirche am Heuchelhof startet.

Am 2. April eröffnet der Pianist Markus Bellheim die Reihe mit Johann Sebastian Bachs Goldberg-Variationen. Bis Ende des Jahres folgen vier weitere Klavier-Recitals mit teils traditionellen, teils aber auch recht unkonventionellen Programmen: Beethoven trifft auf Brahms, Medtner auf Liszt, Bach auf Janáček auf Smetana. Künstlerischer Leiter der Konzertreihe ist der Pianist Alexander Schimpf.

Die Konzerte beginnen um 17 Uhr. Karten gibt es an der Abendkasse für 10 €, ermäßigt für 8 €. Kinder und Jugendliche hören die Konzerte umsonst. Weitere Termine: 04. Juni, 16. Juli, 24. September, 12. November.

[tw]

Zur Vernissage in ihren Atelierräumen in der Mainaustraße 50 in Würzburg lädt die Künstlerin **Georgia Templiner** am 7. April, 19.00 Uhr, ein. Dazu gibt es auch eine Musik/Tanzperformance mit Lisa Kuttner und Johannes Beck-Neckermann.

Georgia Templiner ist mittlerweile seit 25 Jahren künstlerisch tätig. Mehr als 20 Jahre widmete sie sich ausschließlich der Malerei und Zeichnung. Es entstanden großformatige, abstrakt-figürliche Arbeiten, in denen der Mensch und der menschliche Körper im Mittelpunkt stehen.

Sinnbilder für Verletzlichkeit, Trauer, Wut aber auch Sinnbilder für Kraft, Vitalität und Lust. Auch in ihrer Fotografie beleuchtet sie schemenhaft den menschlichen Körper. Seit 2002 entstehen großformatige Stilleben mit aufgeschnittenen Früchten, die Vergänglichkeit erahnen lassen.

Georgia Templiner zeigte ihre Arbeiten in vielen Ausstellungen u.a. in Augsburg, Aschaffenburg, Bonn, Caen/Frankreich, Offenbach, Regensburg, Frankfurt, Nizza/Frankreich, Nürnberg, Leipzig, Umea/Schweden, Würzburg.

Am 8. und 9. April öffnet sie ihr Atelier in der Mainaustraße 50, 97082 Würzburg, Zellerau von 14.00 – 19.00 Uhr, am 10. und 11. April 2017 von 16.00 – 19.00 Uhr. Info: www.georgia-templiner.de

[pt]

Der **Kunstverein Würzburg** hat neue gewählt. Dabei wurde der bisherige Vorstand in seinem Amt bestätigt: 1. Vorsitzender ist Bernd Schmidtchen, 2. Vorsitzende Anne Stengel, Schatzmeister ist weiterhin Franz-Martin Lauter und auch die weiteren Beiräte nehmen ihre bisherigen Posten wahr: Dr. Karin Jung, Christopher Knaus, Heide Dunkhase, Schriftführerin, Jörg Nellen.

Als künstlerische Beirätinnen wurden Christiane Gaebert, Gertrude Elvira Lantzenhammer, Angelika Summa und Georgia Templiner bestellt.

[sum]



v.li.: Christopher Knaus, Dr. Karin Jung, Heide Dunkhase, Bernd Schmidtchen, Franz-Martin Lauter, Jörg Nellen, Anne Stengel

MARIE JO

Wäsche & Mode hautnah!



Schmalzmarkt 5 • 97070 Würzburg

Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen
65 - 110, Cup A - I

Schöner Schein Mitmischen im Museum



Foto: Tricture

19. Januar - 23. April 2017

**Deutschordensmuseum
Bad Mergentheim**